

Ein Punkt zwischen X und Y

Tizia Rosendorfer

Auf einem vergessenen Tischkicker des Studierendenrats der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg klebt ein Sticker: »Fakultät für Humankapital. Erfolgreich studieren: Passiv und angepasst – für die optimale Verwendbarkeit auf dem Arbeitsmarkt«. Vor Jahren schon wurde der Kicker in ein herrenloses Kellerabteil verbannt, samt Sticker, und der Studierendenrat gleich mit. Seitdem steht er dort, der Kicker mit dem Sticker, neben Stapeln aus schlammigen Stoffbannern und zerfetzten Schaumstoffplatten, unbenutzt sein einsames Dasein fristend. Das Kellerabteil wiederum liegt auf dem Hauptcampus der Universität. Genauer: im ersten Quadranten eines städtischen Koordinatensystems, mit einem begrünten Kreisverkehr (»Universitätsplatz«) als Nullpunkt. Aus dem südlichen Ende der Altstadt läuft der Breite Weg in den Norden und verdünnt sich etwa fünf Gehminuten vom Opernhaus entfernt zu einer gar nicht mehr so breiten Fußgängerzone mit Läden aus vergangener Zeit und unbenutzten Metallgitterbänken. Dort, am Opernhaus, mündet der Breite Weg in den Kreisverkehrsnullpunkt, in den auch die quer dazu liegende, mehrspurige Walther-Rathenau-Ausfallstraße läuft. Zwischen Breiter-Weg-Y- und Walther-Rathenau-X-Achse also spannt sich das Fadenkreuz deutscher Hochschulbildung auf.

Auf Quadrant eins, rechts des Kreisverkehrsnullpunkts und oberhalb der Walther-Rathenau-X-Achse liegt also der Hauptcampus, liegt das Kellerabteil, steht der Tischkicker. Hier bilden die naturwissenschaftlichen Fakultäten ihr eigenes kleines Dorf aus Gründerzeitvillen, 1960er Jahre Bürogebäuden und Glasfassaden. Das Zentrum ist die niedrige Mensa, in der gefrorene Tomatensalsa zu »knusprigem« Tofu serviert wird. In Quadrant zwei, auf der anderen Seite der Breiter-Weg-Y-Achse, vorbei an Dönerladen und FDP-Kreisverband-Sitz, trotz der Geschwister-Scholl-Park stumm dem Verkehr. Quadrant drei, auf der anderen Seite der Ausfallstraße, beherbergt das Fakultätsgebäude der Humanwissenschaften: Ein dunkelblauer Quader, der an beiden Flanken von klaffenden Baulücken eingefasst wird, dessen Hinterausgang in einen weitläufigen Parkplatz mündet und auf dessen Vorderseite, beinahe unerwartet, ein kleiner Birkenhain ein selbstbewusstes Farbensemble vor

dem dunkelblauen Quader erschafft. Auf der anderen Seite des dritten Quadranten liegen das Opernhaus, die deutsche Telekom und eine Parkfläche.

Zurück zum Sticker, Quadrant eins, Hauptcampus, Kellerabteil, auf dem der heimliche Kern eines deutschen Hochschulstudiums lakonisch und doch drängelnd nach Aufmerksamkeit zu verlangen scheint. (»Fakultät für Humankapital. Erfolgreich studieren: Passiv und angepasst – für die optimale Verwendbarkeit auf dem Arbeitsmarkt.«) Jährlich verlassen Millionen Studierende die Universitäten und Hochschulen. Auf sie wartet eine Arbeitswelt, die, wenn man David Graeber (Pace!) Glauben schenken darf, ebenso von schwindender Sinnhaftigkeit geprägt ist wie das Studium davor (Graeber 2018). Idealerweise, so das Skript, studieren wir schnell und in ständiger Anwesenheit des nagenden schlechten Gewissens, keiner bezahlten Arbeit nachzugehen, bis wir uns endlich in den sicheren Armen unseres ersten Arbeitgebers wiegen dürfen. Unumstritten ist, dass die Ehre zu studieren größtenteils den wohlhabenden Akademiker*innenkindern vorbehalten ist. Ablesen lässt sich das auch an den stetig schlanker werdenden iPads, die sich barrikadenhaft zwischen Lehrperson und Studierende schieben. Ein Geist weht auf den Gängen schon lange nicht mehr. Das müde Lächeln rutscht Studierenden wie Lehrenden beim Gedanken daran, dass Bildung doch eigentlich ein unverkäufliches Ideal ist, gleichermaßen seitlich aus dem Gesicht. Bürokratisierung, Wettbewerbsdruck, die unilaterale Fokussierung auf Kompetenzerwerb statt Bildung und der mantraartige Ruf nach Digitalisierung – hat man das Gespenst einmal gesehen, erscheint es überall.

Bitte stellen Sie einen Antrag auf umfassende Perspektivgewährung bei ECTS – unserem Herrscher und Gebieter – und achten Sie dabei auf die Geschäftszeiten.

Grau und sinnlos lauten die assoziierten Adjektive, die da in den Sinn kommen und einen unheilvollen Nachgeschmack hinterlassen. Dabei erscheint der Verweis auf einen Humboldt'schen Selbstzweck des Studiums als gleichermaßen stereotyp und dazu noch kitschig (Humboldt 1851). Auf saftig grünen Bibliotheksvorplatzwiesen lachende oder in lichtdurchfluteten Seminarräumen angeregt diskutierende Studierende gibt es primär in Imagefilmen auf den Instagram-Seiten der hiesigen Universitäten. Die Frage nach der Sinnhaftigkeit eines akademischen Studiums ist nicht einfach zu beantworten und noch weniger können wir ihr mittlerweile ausweichen. Je vehementer Universitäten mit Imagefilmen und Social-Media-Content um sich werfen, um mit Zukunftsperspektiven zu locken, desto stärker entblößen sie mit ihrem Auf-Bildung-Zu-Rennen das eigentliche Problem. Je krampfhafter die Sicherheit einer strahlenden Zukunft propagiert wird, desto näher liegt der Zweifel daran, dass Universitäten eine strahlende Zukunft überhaupt versprechen, geschweige denn einen Sinn zutage fördern können.

An einem Tag im Januar verlasse ich das Magdeburger Fadenkreuz, um ein verpflichtendes Praktikum zu absolvieren, oder: als kostenlose Arbeitskraft Aufgaben zu erledigen, die keiner normalen Angestellten zuzumuten wäre. Erwartungsgemäß vertiefe ich also meine Small-Talk-Fähigkeiten am Kaffeeautomaten und keineswegs meine ›professionellen Kompetenzen‹.

Man muss eben lernen, dass man im Job nicht immer alles mag, was man machen muss. (Aber Petra, es ist 13 Uhr und du hast bis jetzt nur Kaffee getrunken.)

Die ohnehin kurzen Tage sind lang und sinnlos, aber Praktika in das Curriculum aufzunehmen ist eine beliebte Methode, um Lehrveranstaltungen einzusparen. Die freie Zeit muss in die wenigen Stunden nach der Arbeit passen. An einem der kurzen Abende sitze ich gegenüber einem Freund, der was mit Perspektive studiert – Informatik. Die Uni sei renommiert, der Master international anerkannt, die Studierenden ehrgeizig und leistungsfähig, die Anforderungen unerbittlich. Vor allem in der Prüfungszeit sei es schwierig, sich der mechanischen Logik des Studiums aus Lernen, Lernen und Lernen zu entziehen. Die endlosen Study-Sessions in der Bibliothek werden ebenso endlos romantisiert, wie die Qualen der ständigen Leistungsanforderung gierig erwartet. Es gehe nur um das, was im Syllabus steht, sagt der Freund. Es ist kein Studium im romantischen Sinne, in dem es um Bildung geht, sondern eine schonungslose Vorbereitung auf den Fleischwolf namens Arbeitswelt. Man sieht den Ekel in seinem feinen Gesicht. Was tun mit den verlorenen Monaten zwischen Januar und März beziehungsweise August und Oktober, in denen die Prüfungen stattfinden? Was tun mit der Perspektive, sich nahtlos in ein Arbeitsumfeld zu begeben, das im besten Fall ein gut gemeintes Start-up und im schlimmsten Fall ein internationales Großunternehmen mit starren Hierarchien und ständigen Wachstumsansprüchen ist? Die Frage nach Sinn entsteht also nicht nur bei besserwisserischen Geisteswissenschaftler*innen aus gutem Hause im siebten Semester Kulturwissenschaft beim achten Glas Wein, sondern ganz real auch bei denen mit den so viel beschworenen Zukunftsperspektiven.

Wie einen Ausweg finden? Während man sich brav auf die nächste Prüfung vorbereitet oder doch die Hausarbeit anfertigt, scheint das vermeintlich übrige Ventil das stille Selbstmitleid zu sein. Ist der Sinn, ein Sinn, überhaupt ein Ausweg? Oder ist der Wunsch nach inflationären Selbstverwirklichungsgefühlen doch nur ein Symptom des fortwährenden Bedürfnisses nach ›instant gratification‹? Antworten auf diese Fragen passen immer nur stückweise. Der Rückzug in die innere Sinnsuche verdeckt eine Systemkritik, die politische Revolte birgt ihre eigene Zweckrationalität. Verschwinden müsste eigentlich die Frage und damit auch die Notwendigkeit einer Antwort, die ohnehin nie ganz passen kann. Diese Möglichkeit lässt sich am ehesten noch als Romantisierung bezeichnen, in der die

mondäne Sinnsuche zur absoluten Suchbewegung transzendiert wird. Sollte etwas im Studium scheinbar keinen Platz haben, ist es süße wie saure Romantik. Allein der Hauch eines verträumten Blickes beim Gang zum Prüfungssekretariat, ein süßer Moment der Gelassenheit im Gedanken an die Zukunft ist da schon Rebellion.

Der Tischkicker steht unter einem kleinen Fenster, von dem man auf eine Straßenlaterne sieht. Sehr romantisch, vor allem abends.

Den Kicker zum letzten Mal gesehen habe ich im Sommer. Der Sticker ist noch da. Dann lief ich von Quadrant eins in Quadrant zwei und dann in den Dritten. Da liegt nämlich der Bahnhof. Und dann fuhr ich weg.

Literaturverzeichnis

- Graeber, David (2018): »Bullshit Jobs. A Theory«, New York: Simon and Schuster.
- Humboldt, Wilhelm von (1851): »Ideen zu einem Versuch, die Gränzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen«, Breslau: Eduard von Trewendt, online unter: https://www.deutschestextarchiv.de/book/show/humboldt_grenzen_1851, zuletzt aufgerufen am 02.03.2024.